

Leben mit dem «Weissen Tod»

Zum Umgang mit Lawinen in Graubünden seit der Frühen Neuzeit

Christian Rohr, Bern

*«Katastrophen kennt allein der Mensch,
sofern er sie überlebt.*

Die Natur kennt keine Katastrophen.»

Max Frisch,

*Der Mensch erscheint
im Holozän, 1979*

Einleitung

Lawinen haben seit jeher das Leben der Menschen in Graubünden geprägt. Umso erstaunlicher ist es, dass die Nachrichten über schwere Unglücke bis ins 17. Jahrhundert recht selten sind. Das liegt zum einen wohl an der niedrigen Schriftlichkeit in den Bündner Talschaften, zum anderen aber auch daran, dass Lawinen einfach zum Alltag gehörten und daher nur wirklich verheerende Katastrophen entsprechend dokumentiert wurden. Es ist anzunehmen, dass die Menschen aus ihrer Erfahrung heraus die gefährdeten Bereiche mieden und daher nur in Ausnahmefällen in Kontakt mit Lawinenabgängen kamen.

Grundsätzlich ist zwischen zwei Haupttypen von Lawinen zu unterscheiden: Grundlawinen (Lockerschneelawinen, Schnee bretter etc.) haben die Eigenschaft, am Boden zu bleiben und passen sich dabei in der Regel dem Gelände und der Vegetation an; sie gehen vorrangig an unbewaldeten, steilen Hängen mit einer Neigung zwischen 35 und 55 Grad ab. Wird das Gelände flacher, kommen sie rasch zum Stillstand, so dass für Ortskundige klar ist, welches Areal lawinengefährdet ist. Im Gegensatz dazu sind Staublawinen deutlich schlechter berechenbar. Durch den leichten Schnee heben sie sich vom Untergrund ab und gewinnen immer mehr an Geschwindigkeit.

Bei bis zu 350 km/h sorgt schon allein der Luftdruck dafür, dass ganze Wälder zerstört werden. Zudem können Staublawinen bis weit in den Talgrund vordringen und somit auch Siedlungen erreichen, die ansonsten als sicher gelten würden. Wir können davon ausgehen, dass es sich bei den meisten schweren Lawinenunglücken um Staublawinen gehandelt haben muss.

Entscheidende Faktoren für Lawinenabgänge sind die Steilheit des Geländes, aber auch die Schneestruktur, das Wetter (Wind, Sonneneinstrahlung) sowie die Vegetation. Schon früh erkannten die Menschen, dass Bannwälder zumindest gegen die meisten Grundlawinen Schutz boten. Der heute noch existierende Bannwald von Andermatt im Kanton Uri wurde daher schon 1397 erstmals urkundlich vor Abholzung geschützt. Für Graubünden sind ähnliche Regelungen ebenfalls anzunehmen.

Der Kanton Graubünden gehört zu den am meisten lawinengefährdeten Regionen in den Alpen. Dies liegt nicht nur an den naturräumlichen Gegebenheiten, sondern auch daran, dass es hier – ähnlich wie in Vorarlberg – besonders häufig zum Aufeinandertreffen von feuchten Westwetterlagen und polarer oder kontinentaler Kaltluft kommt, was wiederum zu erhöhtem Schneefall führt. So fielen im Lawinenwinter 1951 im Prättigau innerhalb einer Woche (16.–22. Januar 1951) nicht weniger als 250 cm Schnee, das Drei- bis Vierfache von «normalen» Jahren.

Wie viel die einheimische Bevölkerung über die Auslöser und allgemein die Gefahren von Lawinen wusste, muss unklar bleiben, weil darüber kaum schriftliche Nachrichten erhalten sind. Der Bericht über die Reise des Abtes Rudolf von Saint-Trond (Sint-Truiden)



Johann Ludwig Bleuler: Lawinenabgang in Graubünden (1830).

im heutigen Belgien über den Grossen Sankt Bernhard im Jahr 1122 legt aber nahe, dass die ansässige Bevölkerung für den Fall von Lawinenabgängen gut ausgerüstet war. Dazu gehörten geeignetes Schuhwerk mit Spikes, warme Kleidung, lange Stangen zur Sondierung von Verschütteten und offenbar auch durchdachte Einsatzpläne zur Bergung von Lawinenopfern.

Die gelehrten Abhandlungen über die Alpen aus der Frühen Neuzeit stammen allesamt von Personen, die wohl selten oder nie einen Lawinenabgang selbst erlebt hatten. Der Zürcher Josias Simler schrieb seinen «Kommentar über die Alpen» (De Alpibus commentarius, 1574) von seiner Studierstube aus und war vermutlich nie selbst in hochalpine Regionen gereist. Er ging davon aus, dass sich Schnee aufgrund von Lärm und leichten Bewegungen

lösen könne, etwa durch das Zwitschern von Vögeln. Auf detailliertere Lawinenschilderungen konnte offenbar Johann Jakob Scheuchzer zurückgreifen. Der Schweizer Universalgelehrte unterschied in seiner «Beschreibung der Natur-Geschichten des Schweizerlands» (6 Bände, 1706–1718) erstmals zwischen «Windlawinen» (Staublawinen) und «Grundlawinen». Ursachen für Abgänge könnten verfallende Bäume, Glocken, Pistolen, miteinander redende Reisende, Regen, Frühlingwärme, Gemstiere oder Schneehühner sein. Er warnte auch vor Gebäuden in gefährdeten Gebieten; hingegen würden Mauern und Wälder Schutz bieten. In bildlichen Darstellungen wurden Lawinen bis ins 18. Jahrhundert unrealistisch als riesige Schneebälle dargestellt, die Bäume, Häuser und Menschen mit sich rissen.

Lawinenabgänge in Graubünden vor 1951

Im Gegensatz zur Region um den Grossen Sankt Bernhard, der auch im Winter stark von Reisenden frequentiert wurde, oder zu den hochalpinen Bergbaugebieten in Nord- und Südtirol, wo immer wieder Bergleute auf dem Weg zum Stollen von Lawinen erfasst wurden, sind derartige «Kontaktzonen» in Graubünden eher selten. Die Walser, die seit dem Hochmittelalter auch höher gelegene Alpentäler dauerhaft besiedelten, dürften bei der Platzwahl genau auf ihr Erfahrungswissen geachtet haben. Allerdings waren sie ab dem 12. Jahrhundert auch für die Abholzung hochalpiner Wälder verantwortlich und erhöhten damit das Lawinenrisiko.

Der erste besser dokumentierte Lawinenwinter in Graubünden ereignete sich im Januar 1459. Für die Zeit davor, etwa einen schweren Lawinenabgang in Davos 1440, existieren nur vereinzelte kurze Nachrichten. Für 1459

ist von rund 100 bis 120 Toten in Graubünden auszugehen, die vor allem in der Surselva in den Gemeinden Trun und Disentis zu beklagen waren, wobei allein bei der Zerstörung der St. Placidus-Kirche von Disentis 25 Menschen getötet wurden.

1602 war in erster Linie Davos von Lawinenabgängen betroffen, die 13 Todesopfer forderten. So wurde damals auch die Frauenkirche in Davos zerstört, die beim Wiederaufbau ihren charakteristischen Spaltkeil erhielt. Der Januar 1689 ging als einer der schwersten Lawinenwinter in die Geschichte der Alpen ein: Neben Vorarlberg bildete das Prättigau mit den Gemeinden St. Antönien und Saas ein Zentrum der Lawinentätigkeit. 80 Tote gab es allein im Prättigau, 37 Häuser und viele weitere Gebäude wurden zerstört.

Im Februar 1720 lag erneut der Osten Graubündens unter der Gewalt zahlreicher Lawinen, die zu insgesamt 40 Todesopfern sowie zahlreichen zerstörten Gebäuden und Wäldern in Ftan, St. Antönien und Davos führten. Knapp 30 Jahre später stand das westliche Graubünden im Mittelpunkt des Geschehens. Im Februar 1749 starben in der oberen Surselva (Rueras, Zarcuns, Disentis) 75 Menschen, etwa 120 Gebäude wurden zerstört.

Im Jahr 1805, also mehr als ein halbes Jahrhundert nach den Ereignissen von 1749, verfasste Pater Placidus a Spescha im Kloster Disentis einen ausführlichen Bericht über die Lawinenabgänge:

«Das Jahr 1749 war schneereich. Schon beym Eingang des Winters fiel ein beträchtlicher Schnee, welcher die Ungleichheiten der Thalseiten auebnete. Der Südwind blies, und der Schnee setzte sich; dann erfolgte kalte Witterung, und der Schnee ward erhärtet.

Den 4. des Hornung [Februar] fieng es an zu schneien und es schneite unaufhörlich 48 Stund. Der Schnee lag schon klafterhoch. Am Abend des 6. des Hornungs riß sich die Lawine von der Valaça und stäubte bis gen Mila her, wo dem Vieh und einem Mann die Stallthüre so verammelt wurde, daß man durch ein eingesägtes Loch in die hintere Wand des Stalls den Mann losmachen mußte.



Frauenkirche Davos (Foto: Schweizerisches Institut für Schnee- und Lawinenforschung SLF).



Der Naturforscher Placidus a Spescha
(1752–1833).

Nach Aussag der Alten – welches den Leuten bekannt war – war die Lauine der Valaça ein Vorzeichen der Lauinen der Pulanära und Mila, die von Norden her droheten. Man kehrte sich an die Aussagen der Alten zu wenig und schlief in der Gefahr ruhig ein. Um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr aber, da alles ruhete, begann das Unglück und war schrecklich. Die Schneelauinen von der Pulanära und Mila rissen sich gleichzeitig los, überfielen das Dorf Ruäras so gewalthätig, daß davon 23 Häuser d. i. 46 Feuerstätten, 33 Speicher, 39 Ställe, 5 Mühlen und 1 Säge, 237 kleine und große Thiere und über 100 Personen zugedeckt und bis an den Rhein und noch darüber fortgerissen wurden. Von den erwachsenen Personen blieben 44 und von den andern 20, folglich 64 tod. Ein Klagelied über diesen betrübten Gegenstand setzt die Zahl der Todten auf 72 an. Vielleicht sind jene von Sarcuns [Zarcuns] mitgezählt.

Als der dortmalige Seelsorger von Tavätsch das Unglück durch den Schall der Sturmglöck-

lein von Ruäras vernahm, nahm er 5 Männer zu sich und gieng dahin. Sie waren an dem Weiler Sarcuns noch nicht vorüber, als die Schneelauine von der Endadusa [Londadusa] loskrachte und auch die wohlthätigen Menschen mit in das Unglück verwickelte. Drey derer, die voran wateten, riß sie fort; zwei retteten sich unter einen Stall, darin Vieh lag. Der Stall wurde bis an die Dille [Diele] überworfen und erdruckte den Seelsorger darunter. – Er nannte sich: Jacob Biart. Nach seinem Tod nannte man ihn: Sur Jacob de la Lavina d. i. der Herr Jacob von der Lauine.

Wer die Scheidung der Kinder von den Ältern, der Ehegatten von den Ehegattinnen, der Liebenden von den Geliebten, die Trennung der Ewigkeit von der Zeit und den unbeschreiblichen Eifer des Seelsorgers gegen seine Verunglückten mit Bedachtsamkeit und Menschengefühl überlegt, dem muß sein Herz vor Mitleiden übergeben. Berge und Thäler ertönten von dem Geschrey, das sich beym Begräbniß dieser Verunglückten hören ließ; denn keiner der Anwesenden war da, der seine Freunde und Anverwandte nicht beweinte.

Viele der Menschen und Thiere, die unter dem Schutte lagen, wurden beschädigt und verlahmt ausgehoben, viele aber ganz gesund und unverletzt gefunden. Von vielen war nur das Halbe, von mehreren aber das ganze Haus ergriffen und mitgeführt. Einige wußten von der Begebenheit nichts, obschon sie in ihrer Behausung entführt waren; andere schliefen noch, da sie schon begraben waren. Viele konnten es nicht fassen, warum die Nacht so lang, und der Tag noch nicht angebrochen war; als sie aber gewahr wurden, daß ihre Fenster und Thüren vom Schnee verammelt waren, besannen sie sich erst, was ihnen begegnet seyn mußte.

In welchem Umstand der Betrübniß mußten nicht jene gewesen seyn, die wirklich im Schnee, oder zerquätscht und verengt da liegen und verzagen mußten? Der Anblick des Gefundenen und Vermißten, des Glückes und Unglückes, des Todes und Lebens muß erschrecklich gewesen seyn.

Nachdem die Einwohner des Thals von dem Unglück benachrichtigt waren, liefen sie

dahin. Weil aber die Lauine eine beträchtliche Strecke Landes einnahm, so wußte man nicht, wo man hingraben sollte, um Leuthe und Vieh zu gewinnen. Man bediente sich der langen und spitzigen Stangen, um die Lauine durchzustechen. – Man erzählt dabey, dass die Verunglückten die Stimmen der Arbeiter hörten, diese aber die Stimmen der andern nicht, bis die Lauine nicht ganz durchgestochen war. Man musste dabey mit aller Vorsicht zu Werke gehen, damit man nicht erst jenes tötete, was noch am Leben war. Kurz: dies war die schrecklichste Scene, die jemals im Tavätsch sich zutrug.» (Chur, Kantonsbibliothek, Ms. B. 43 I, pp. 44 ff.)

Zweifelsohne baut der Bericht auf älteren schriftlichen Quellen und wohl auch mündlichen Überlieferungen auf. Die genauen Orts- und Zahlenangaben weisen die Quelle als sehr verlässlich aus. Bemerkenswert ist, dass althergebrachtes Wissen über die Abfolge mehrerer Lawinenabgänge zumindest von einem Teil der Bevölkerung zunächst vernachlässigt wurde. Auch die Rettungsaktionen werden genau geschildert.

Auch im 19. und frühen 20. Jahrhundert kam es immer wieder zu schweren Lawinenabgängen in Graubünden: Im Dezember 1808 wurden in Selva (Gemeinde Sedrun) sieben Menschen getötet, 50 Gebäude wurden zerstört. Im März 1817 gingen in Engadin sowie im Raum Tujetsch (Tavetsch) vielerorts Lawinen ab und verschütteten zahlreiche Menschen. Sie verstärkten damit die Not, die das «Jahr ohne Sommer» 1816 über die Schweiz gebracht hatte. Über beide Ereignisse berichtet Placidus a Spescha im Detail, diesmal jedoch als Augenzeuge:

«Anno 1817:

Den 6ten des Monats [März] löste sich die Lauine von Ruäras [Tavetsch] Abends um 8 Uhr. Sie hatte ihren Anfang am Piz Ner, und dann riß sich der Schnee vom ganzen Thal Milà los, ergriff das Dorf, die Menschen und das Vieh damit. Unter 47 Personen, die ergriffen waren, kamen 27 ums Leben; eine einzige grub man lebend aus dem mehrere Klafter tiefen Grabe hervor; ehe man sie

losmachen konnte, beichtete diese Jungfrau dem Priester und starb gleich darauf. Neben ihr war ein zwölfjähriger Knab, welcher während dem 20stündigen Begräbniß mit ihr betete und abgesondert schlief; dieser war von den heißen Ofensteinen sehr verbrannt und stark beschädigt. Er lebt noch. Der eine Arm war so verklemmt, daß er erstarrete und aufschwoll; erst nach mehreren Tagen zeigte sich wieder der Puls darin. Die Mutter und zwei Schwestern der Jungfrau lagen ohnweit dabei todt; sie hatte nur wenig Schluchzer von ihnen gehört.

In der anderen Helfte des nemlichen Hauses hatte sich die Mutter des gedachten Knaben mit einem Knäblein von der einen zur andern Stube geflüchtet; dort waren wieder zwei andere Knäblein, die ihr zugehörten, das eine im Bette und das andere in der Wiege. Beide wurden vom Schnee überschüttet und die Mutter zwischen Balken verklemmt. Nun machte der dritte Lawinenstoß sich los und alle drei befanden sich unter Dach, da die Kammer dazwischen hinweggestoßen worden war; sie leben noch.

Die Familie Caduff wurde von der Lauine umgeben und sie rettete sich nächst dem Kamin hinauf; das halbe Haus wurde zerschmettert. Man schmiß, die Lawine bemerkend, die Kinder zu den Fenstern hinaus, die im Hemde davon liefen; andere aber flohen bekleidet. Dabei giengen 5 Mühlen und 1 Holzsäge, 9 Häuser und wohl so viel Ställe zu Grunde. Von 29 Stück Viehes wurden 16 oder 17 sammt einem Pferd lebendig ausgegraben. Von den Schmalthieren hat man noch keine Rechnung aufgenommen. Die Lauine fuhr bis ans Rheinbett und von dort ein Stück Rheinwärts hinein. Aus Allem schließt man, daß nur 4 Häuser in Ruäras von der Gefahr der Schneelauine sicher sind. ...

Ich habe beide Lawinen, jene von Ruäras im Tavätsch und diese von Trons und Darvella in Augenschein genommen und gefunden, daß die Sicherstellung von Ruäras, Trons und Darvella nicht nur möglich, sondern auch höchst nothwendig sei. Man muß nämlich oberhalb der Dörfer am schicklichsten Orte einen schiefen und allmählich ableitenden

Stein- und Erddamm – Ustonza, Schutzwehr, Uor, Damm – aufführen. Gegen die Lawinenseite hin muss dieser senkrecht gleich einer hohen Mauer stehen; gegen die Dörfer aber wird zuerst die gute Erde bei Seite geschafft, dann die Schutzmauer mit Schutt und der Erde hinlänglich bis zu oberst zugefüllt; also verliert der Eigenthümer nichts oder sehr wenig, weil das Seinige gänzlich fruchtbar bleibt.» (Disentis, Ms. Pl Sp 30)

Der Bericht ist in mehrerlei Hinsicht bemerkenswert. Zum einen zeigt er deutlich, warum der Bergung selbst von Sterbenden so viel Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Aus christlicher Sicht war es eine Katastrophe, unerwartet aus dem Leben zu scheiden, ohne noch eine letzte Beichte ablegen zu können. Zum anderen folgen nach der genauen Dokumentation der Opfer und Schäden Überlegungen, wie die betroffenen Orte in Zukunft durch Lawinenschutzbauten vor ähnlichem Unglück geschützt werden konnten. Dies war umso dringlicher, als der Autor an anderer Stelle (zu den Ereignissen von 1808) erwähnt, dass fast jedes Jahr Lawinen die Siedlungen bedrohten und häufig Schaden anrichteten.

1888 war in den Monaten Februar und März vor allem das Gebiet des Hinterrheins von Lawinen betroffen, doch der hohe Schnee war im gesamten Schweizer Alpenraum für grosse Zerstörungen verantwortlich. Nord- und Mittelbünden litten im Dezember 1923 nochmals unter nennenswertem Lawinenaufkommen.

Schon früh begannen die Menschen in Graubünden und in den Nachbarkantonen, sich mit speziellen Haustypen und Schutzbauten bestmöglich auf die ständige Lawinengefahr einzustellen. Um 1500 entwickelte sich der Typ der Ebenhöch-Häuser, die sich dem Gelände so anpassten, dass Lawinen über das Dach des Hauses gleiten konnten, ohne es zu zerstören. Die Bewohner konnten mit ihren Tieren mitunter mehrere Tage unter der Lawine überleben, bis sie sich selbst befreien konnten oder es Suchmannschaften gelang, die Verschütteten zu bergen. Es wurden auch Spaltkeile zum Ablenken bzw. Teilen von La-

winen errichtet: In manchen Fällen wurde der massive Spaltkeil als eigene Konstruktion vor den Hausmauern errichtet, in anderen, etwa bei der Frauenkirche von Davos, die Hausmauer selbst in Form eines Spaltkeils ausgestaltet.

Wesentlich zur mentalen Bewältigung von Lawinenkatastrophen sowie für die Weitergabe lokalen Wissens waren auch die entsprechenden «Erinnerungskulturen»: In Kirchen finden sich zahlreiche *Ex voto*-Gedenktafeln, die als Fürbitte sowie als Dank für eine glückliche Errettung gestiftet wurden. Interessant ist auch, dass im gesamten Alpenraum häufig betroffene Siedlungen einen Namen mit Lawinenbezug tragen: In der Schweiz enden solche Namen häufig auf «-lauri»; auch der Bündner Ortsname Lavin (Unterengadin) ist wohl auf Lawinen zurückzuführen. In Österreich finden sich mehrere Orte mit dem Namen «Lahn» oder «Lähn».

Die Lawinenkatastrophe von 1951 und ihre langfristigen Auswirkungen auf den Lawinenschutz

Der Winter 1951 steht für die schwersten Lawinenkatastrophen des 20. Jahrhunderts in der Schweiz. Starke Schneefälle hatten schon im November 1950 eingesetzt. Seit Anfang Januar 1951 gab es erneut starke Schneefälle, sodass die Schneedecke 300 bis 400 Prozent mehr als in normalen Jahren ausmachte. Betroffen waren in erster Linie das Tessin, Glarus und fast ganz Graubünden. Zwischen dem 16. und 22. Januar 1951 brachte eine Nordwestströmung zum Teil bis 250 cm Neuschnee in den Glarner Alpen und im Prättigau; schwere Lawinenabgänge vom oberen Wallis über Andermatt, das nördliche Tessin bis nach Graubünden und Vorarlberg waren die Folge. Mehrere Tote und ein Vielfaches an Verschütteten waren etwa in Davos (12 Verschüttete, 2 Tote), Klosters (6 Verschüttete, 2 Tote), Safien (6 Verschüttete, 5 Tote), St. Antonien (10 Verschüttete, 1 Toter), Vals (30 Verschüttete, 19 Tote), Zernez (8 Verschüttete, 7 Tote) und Zuoz (11 Verschüttete, 5 Tote) zu beklagen.



Suche nach Verschütteten in Vals 1951.

Ein erneut extremer Lawinenwinter 1954 betraf Graubünden nur am Rand, während es in Blons im Vorarlberger Grossen Walsertal allein 56 Tote gab. 1968 ereignete sich ein Lawinenunglück mit 13 Toten in Davos, 1984 kam es zu schweren Lawinenabgängen im Samnaun und im Raum Disentis. Dabei wurde unter anderem die alte Kapelle Sogn Benedetg in Sumvitg zerstört, die in der Folge in einer einem Spaltkeil nachempfundenen Tropfenform wieder aufgebaut wurde.

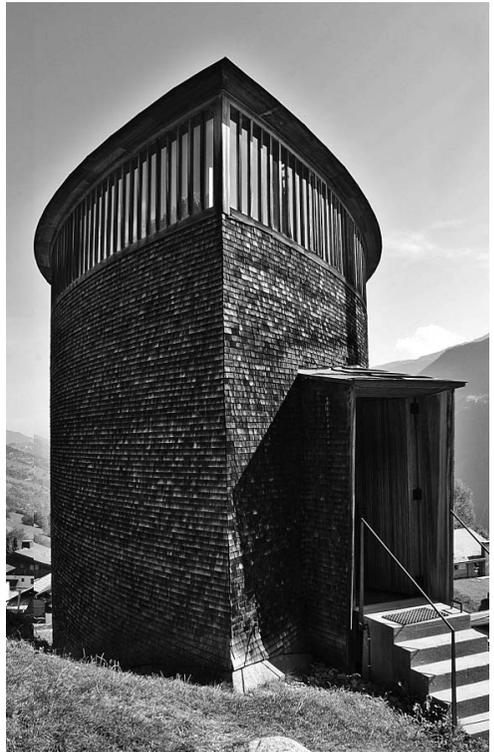
Die Opferzahl bei Lawinenabgängen hat nach 1951 insgesamt nachgelassen, und das, obwohl die Verletzbarkeit der Gesellschaft durch Ausdehnung der Siedlungen, des Verkehrsnetzes und der Wintersportgebiete deutlich angestiegen ist. Dies ist in erster Linie auf die intensive Tätigkeit des Eidgenössischen Instituts für Schnee- und Lawinenforschung (SLF) in Davos zurückzuführen. Es ging

aus der 1931 gegründeten Schweizerischen Schnee- und Lawinenforschungskommission in Bern hervor, die mit der Aufgabe betraut war, das schon vorhandene Beobachtungsmaterial zu Lawinen aus der ganzen Schweiz auszuwerten. Nach der Katastrophe von 1951 verstärkte das SLF seine Forschungen sowie seine Öffentlichkeitsarbeit und zog insbesondere die Frage der Schutzwälder noch mehr in seine Untersuchungen ein. Heute ist das SLF auch international gesehen eines der führenden Forschungsinstitute zur Dokumentation von Lawinenabgängen und zur Risikoanalyse. Da gezielte Prävention auch bei Flächenwidmungsplänen und Bauvorschriften beginnt, wurde das SLF auch auf diesem Gebiet tätig.

Die Erfolge der intensiven Erforschung von Lawinen zeigten sich im Lawinenwinter von 1999. Starke Schneefälle setzten ab Ende Januar 1999 in mehreren Wellen ein. Ein mar-

kanter Temperaturanstieg (20.–23. Februar 1999) verstärkte die Lawinengefahr zusätzlich. Rund 1200 Schadenlawinen gingen in der Schweiz ab, wobei die Schwerpunkte im Wallis, im Berner Oberland und im Unterengadin lagen. Östlich von Lavin im Unterengadin wurden zwei Autos mit vier Insassen von einer Staublawine verschüttet. Insgesamt aber erwiesen sich der Lawinenwarndienst und die Präventionsmassnahmen (Schutzbauten, kontrollierte Lawinensprengungen) als effizient, sodass nur wenige Todesopfer zu beklagen waren, verglichen mit dem katastrophalen Lawinenunglück von Galtür im Paznauntal unweit der Schweizer Grenze, bei dem insgesamt 39 Menschen den Tod fanden. Sachschaden entstand aber vor allem an Waldbeständen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Graubünden seit jeher ein besonders lawinengefährdetes Gebiet darstellte, vor allem seit die Walser im Hochmittelalter für das ganze Jahr in hochalpinen Tälern zu siedeln begannen. Die Dunkelziffer von Schadenlawinen ist insbesondere für die Zeit bis zum 17. Jahrhundert sicher hoch, doch ist anzunehmen, dass sich die ansässige Bevölkerung sowohl baulich als auch mental an die ständige Bedrohung anpasste. Nichtsdestotrotz sind verheerende Staublawinen allgemein schwer berechenbar und dringen immer wieder in menschlichen Lebensraum ein. Eine gezielte Prävention nach heutigen Massstäben begann schliesslich durch die Gründung des SLF in Davos sowie die Massnahmen nach dem Katastrophenwinter von 1951.



Kirche Sogn Benedetg in Sumvitg, Architekt: Peter Zumthor, 1988. Die Form der Kirche nimmt zum einen Bezug auf die Arche Noah, zum anderen erinnert sie an einen Spaltkeil wie bei der Frauenkirche in Davos.